

TZI in der kirchlichen Praxis

Matthias Scharer

Glaubens- und Kirchenthemen fragen nicht nach Erlaubnis

Es ist nach Mitternacht. Ein Rest aus unserer TZI-Gruppe ist in ein intensives Gespräch verwickelt. Es geht um die Frage: Schüren die Kirchen – insbesondere die katholische – die Schuldgefühle von Menschen oder helfen sie, freier, und verantwortlicher zu leben? Vielfache »Kirchenwunden« brechen auf. Die Debatte wird immer emotionaler. »Was hat Jesus mit seiner Botschaft gemeint, und was hat die Kirche daraus gemacht?« fragen einige im Kreis. Manche äußern sich sehr persönlich: »Dort und da erlebe ich mich schuldig. Ich frage mich: Wohin mit der Schuld?« Oder: »Ich kann nicht (mehr) glauben. Gleichzeitig läßt mich meine religiöse Erziehung nicht ganz los.« Die nachmittägliche Runde wird zu einem der »living learning encounters«, wie sie nach Ruth C. Cohns Konzept »zwischen zwei, drei und mehr Menschen geschehen. Sie können gesprochen, getanzt, geküßt, gekämpft, geschrien werden« (Cohn, 1989, S. 18).

Die lebendigsten Auseinandersetzungen und Gespräche um Religion, Glaube und Kirche, die bei mir auch die stärkste Betroffenheit auslösten, habe ich nicht in kirchlichen Veranstaltungen, sondern in und am Rande von TZI-Gruppen erlebt. Hier fragen Glaubenthemen weder nach der Erlaubnis, ob sie in das Anliegen eines Seminars passen, noch lassen sie sich an kirchlich initiierte TZI-Gruppen delegieren.

Auch Kirchen arbeiten mit TZI

In diesem Beitrag geht es allerdings nicht in erster Linie um die Frage, ob und wie sich religiöse Themen in irgendwelchen TZI-Gruppen durchsetzen oder wie sie ein geplantes Gruppengeschehen stören können. Meine Aufgabe ist, über TZI in der kirchlichen Praxis zu schreiben.

Zunächst ist es nicht verwunderlich, daß TZI auch in den christlichen Kirchen heimisch geworden ist. Kirchen nehmen Einfluß auf die Elementarerbziehung, sie betreiben Kindergärten und Schulen und mengen sich über den Religionsunterricht in das öffentliche Bildungssystem ein.

Kirchen finanzieren Beratungseinrichtungen und betreiben Krankenhäuser, sie organisieren die Telefonseelsorge ebenso wie Ehe-, Familien- und Lebensberatungen. Das alles sind Bereiche, in denen auch sonst mit TZI gearbeitet wird. Es liegt auf der Hand, daß auch die Kirchen, ähnlich wie öffentliche Bildungseinrichtungen, staatliche Sozialstellen, Wirtschaftsbetriebe usw., auf TZI zurückgreifen, um ihre Arbeit lebendiger, kommunikativer und menschengerechter zu gestalten. Darin kann noch nicht die spezifische Begründung für die kirchliche TZI-Praxis liegen.

Was mich als Theologe an TZI fasziniert

Um einer Antwort auf die Frage näherzukommen, welche innere, dem christlichen Welt-, Menschen- und Gottesverständnis entsprechende Begründung es dafür geben könnte, daß die TZI-Idee gerade in den Kirchen Eingang gefunden hat, will ich ein Stück meiner eigenen TZI-Geschichte erzählen. Ich lernte TZI zunächst über den universitär-kirchlichen Bereich kennen: A. Biesinger hatte zusammen mit G. Biemer an der Theologischen Fakultät Freiburg TZI-Seminare für StudentInnen initiiert. Nach Salzburg berufen, setzte er diese Tradition fort und organisierte für jedes Semester einen TZI-Kurs (vgl. Biesinger, 1984). Ich war beim ersten Seminar mit Helga Modesto¹ dabei. Es ging um die Vermittlung theologischer Inhalte nach TZI. Weder TZI noch die Seminarleiterin waren mir vorher bekannt. Über H. Modesto wußte ich nur, daß sie eine der ersten Frauen in Österreich war, die in Philosophie und Theologie promoviert hatten, daß sie Assistentin bei K. Rahner und später Professorin für Theologische Ethik in Eichstätt war. Die Seminarleiterin war meine erste Überraschung auf dem besagten Kurs. Meine Phantasien zu ihrer Person schwankten zwischen einer sich hochintellektuell gebärdenden kirchlichen Karriere-Frau und einer raffinierten Gruppentherapeutin oder -dynamikerin; schließlich hatte ich in meiner theologischen, gruppenspezifischen und therapeutischen Vorbildung mit solchen »Vorbildern« genügend Erfahrung gesammelt.

¹ H. Modesto arbeitet als TZI-Graduierte hauptsächlich in der Fortbildung von TheologInnen, Ordensleuten und SeelsorgerInnen. Derzeit ist sie u. a. in der Priesterfortbildung in Brasilien engagiert (vgl. Modesto, 1976; 1979; 1980).

Ich war irritiert, als ich einer ganz »normalen« Mühlviertlerin² mit erkennbar bayrischem Akzent begegnete, die ohne therapeutisches Gehabe oder theologische Besserwisserei unmittelbar auf mich/uns zugeht und alltägliche Kommunikation anstiftete. Es entstand kein abgehobenes Gruppensetting. Was in Kirche und Welt vorging, was uns aus unserer Lebens-/Glaubensgeschichte heraus bewegte, was im Hier und Jetzt zwischen uns an Verletzung, Ausgrenzung, Kommunikation, Integration geschah, konnte zum Thema unserer Gruppe werden; all das hatte mit unserem Glauben zu tun. Die Seminarleiterin lebte, handelte, kommunizierte mit uns als Frau und Christin, die wie wir an der Kirche litt und sich dennoch engagierte – sie war mit ihrer ganzen Person in unseren Prozeß verweben.

Die intellektuelle Konkurrenz und die Kompetenzängste, wie sie mir aus anderen theologischen Seminaren bekannt waren, verloren an Mächtigkeit, ohne daß sich eine unnatürliche Harmonie breitgemacht hätte. Die Freude an den unterschiedlichen Fähigkeiten jeder und jedes einzelnen begann zu wachsen.

Glaube und Theologie haben viel mit Aufmerksamkeit zu tun; das wurde mir in einem anderen TZI-Seminar bewußt. Es geht darum, auf sich selbst, auf die eigene Geschichte und auf die Geschichte Gottes mit uns Menschen aufmerksam zu werden. Dabei ist die auf mein Dasein im Hier und Jetzt, auf meinen Leib, auf die Beziehungen in der Gruppe gerichtete Aufmerksamkeit ebenso wichtig wie das Hinhören auf das Thema, das Neues aus der engeren und weiteren Welt, aber auch aus der biblischen Offenbarung und kirchlichen Tradition in die Gruppe bringen kann. Auf diese unmittelbare Aufmerksamkeit, auf die meditative Konzentration in der interaktionellen Gruppe legt Michael E. Frickel besonderen Wert. Er hat das Modell »Themenzentrierte Meditation« entwickelt und wendet in jedem Kurs, den ich bisher mit ihm erlebt habe, Schritte zur Aufmerksamkeitslenkung (insbesondere auf den eigenen Leib) an. Diese innere Aufmerksamkeit ist besonders für Lebens-/Glaubens Themen günstig, damit diese nicht an der Oberfläche verkommen (vgl. Frickel, 1981; 1982; 1991; 1992).

Die Beispiele, wie ich TZI im kirchlichen Kontext erlebt habe und was mich daran fasziniert, könnte ich fortsetzen. Ich frage, ob sich die vielfältigen Erfahrungen der kirchlichen TZI-Praxis auf eine elementare Kurzformel bringen lassen, die sowohl dem Anliegen der The-

² Mühlviertel: Hochland nördlich der Donau in Oberösterreich.

menzentrierten Interaktion als auch der theologischen Bedeutung solcher Praxis gerecht wird. Das scheint mir am ehesten mit dem Begriff »lebendige Lebens-/Glaubenskommunikation« gegeben.

Lebendig kommunizieren – ein Kürzel für kirchliche TZI-Praxis?

Lebendig kommunizieren ist zunächst ein alltäglich profaner Vorgang, der weder der Themenzentrierten Interaktion vorbehalten noch an Glaube und Kirche gebunden ist. Es geht dabei um eine bestimmte Qualität sprachlicher wie auch vor- und nichtsprachlicher Interaktion, die die zur Routine erstarrten Alltagsbeziehungen aufbricht. Wir sehen uns ein Leben lang nach dieser liebevoll-lebendigen, uns als ganze Menschen ansprechenden Kommunikation: angefangen von der frühen Eltern-Kind-Beziehung bis hin zur menschlichen Begleitung in unserer Sterbestunde. In dieser existentiell bedeutsamen Kommunikation »lernen« wir die wichtigsten Dinge unseres Lebens: wer wir sind und wem wir zugehören, woher wir kommen und wohin wir gehen. Wo sie geschieht, ist Lebendiges Lernen im Gange. Die Themenzentrierte Interaktion schafft ein Bewußtsein dafür, wie persönlich bedeutsame Kommunikation nicht nur als glücklicher Zufall, sondern auch geplant in Gruppen von Menschen initiiert und in Gang gehalten werden kann.

Was hat das mit dem christlichen Glauben und mit der Kirche zu tun? Zunächst könnten wir eine Analogie zu ähnlichen Bereichen menschlicher Wirklichkeit, wie der Schule oder der Erwachsenenbildung, vermuten und an die Behandlung von Glaubenthemen in kirchlichen TZI-Gruppen denken. Tatsächlich können Themen wie: »Wer ist Gott für mich/uns?«, »Tod – Ende oder Anfang meines/unseres Lebens?« usw. tiefe religiöse Gespräche auslösen. Dennoch ist mit der themenzentrierten Behandlung von Lebens-/Glaubenthemen die grundlegende Bedeutung dessen, was aus dem biblischen Glauben heraus mit lebendiger Kommunikation angesprochen wird, noch nicht ausgeschöpft.

Wenn bibelorientierte Menschen die Worte »Leben/lebendig« bzw. »Kommunikation/kommunizieren« gebrauchen, dann haben sie nicht das individualistisch verkümmerte Leben vor Augen, wie es westliche Industriegesellschaften produzieren. Solch abgekapseltes, dem schreienden Unrecht der Welt gegenüber taubes, unsolidarisches Leben ist im biblischen Sinne der Tod. Es ist das Ergebnis sündhafter, d. h. lebens- und kommunikationszerstörender Taten und Strukturen. Demgegenüber ist das beziehungsreiche Leben von Anfang an in Gott ge-

gründet. Der Gott der Bibel ist – wie die lateinamerikanischen TheologInnen gegen die tödliche Armut, Ungerechtigkeit und Gewalt unermüdlich behaupten – der »Gott des Lebens«.

Das Wesen des einen und einzigen Gottes, den die Christen als den Dreieinen, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, bekennen, ist lebendige und liebende Beziehung. »Für uns Menschen und zu unserem Heil« ist er Mensch geworden, »durch den Heiligen Geist«. Ehe noch die menschliche Kommunikation zwischen Mutter und Kind im Mutterleib beginnt, ist der beziehungsreiche Gott im Menschen lebendig. Sein leben- und beziehungsaffender Geist kommt allen menschlichen Anstrengungen zuvor. Gott kommt vor allen religiösen Sozialisations-, Erziehungs- und Bildungsbemühungen. Kein menschliches Kommunikationssystem gleicht dem göttlichen Beziehungsreichtum.

Trotz der unendlichen Differenz zwischen Gott und den menschlichen Kommunikationsmöglichkeiten besteht eine tiefe Entsprechung darin, daß die jüdisch-christliche Botschaft nur in lebendiger Kommunikation erschlossen werden kann. Lebendig kommunizieren ist also nicht eine beliebige Methode der Glaubensdidaktik, die durch eine andere ersetzt werden könnte. Die jüdisch-christliche Botschaft kann ihrem Wesen gemäß nur in lebendiger Lebens-/Glaubenskommunikation weitergegeben werden.

Der »wahre Glaube« mißt sich an der authentischen Glaubenskommunikation

Wenn die Kommunikationsgemeinschaft Kirche ihrer Sendung treu bleiben und die in Jesus Christus anbrechende Gottesherrschaft durch die Zeit hindurch bezeugen will, dann kann sie das nur, indem sie den Glauben an den dreieinen Gott in lebendigen Kommunikationsprozessen erschließt. Der »wahre Glaube«, um den derzeit soviel gestritten wird, läßt sich nicht nur am richtigen Inhalt ermesen, also an dem, was von Gott gesagt wird, sondern auch an der entsprechenden Kommunikationsweise. Die Gottesbeziehung in frontaler, autoritärer oder gewalt-samer Form erschließen zu wollen, ist praktisch eine Häresie (Irrlehre); sie verfälscht die christliche Botschaft ebenso, wie es eine falsche Glaubensaussage tut.

Wie das »Dreieck in der Kugel« einseitige kirchliche Praxis kritisieren kann

Das TZI-Modell kann helfen, zu einer kommunikativen Praxis anzustiften, die der jüdisch-christlichen Botschaft vom menschengewordenen und in jedem Menschen anwesenden Gott des Lebens entspricht. Es kann aber auch auf einseitige kirchliche Praxis aufmerksam machen, wo diese den hier besprochenen Kriterien einer lebendigen Glaubenskommunikation widerspricht. Dazu sei in aller Kürze an Ruth C. Cohns »Dreieck in der Kugel« erinnert.

Bekanntlich hat R. Cohn in einem Traum entdeckt, wie sie TZI lehren könnte: Sie sah das Bild einer gleichseitigen Pyramide mit vier Eckpunkten; später zeichnete sie ein gleichschenkliges Dreieck in eine Kugel. Diese Bilder sollen das Geschehen in interaktionellen Gruppen symbolisieren. Folgende Elemente des Gruppengeschehens sollen in »dynamischer Balance« gehalten werden:

- das ICH (die einzelne Person), das sich seiner selbst bewußt ist und sich den anderen und dem Thema in einer bestimmten Gruppensituation zuwendet;
- das WIR (die Gruppe), das die Beziehung einzelner Personen zueinander und zum Thema in ihrer Interaktion repräsentiert;
- das ES (Aufgabe oder Thema), das das zu bearbeitende Anliegen repräsentiert;
- und schließlich der GLOBE (das Umfeld), der die Gruppe in ihren Beziehungen und in ihrer Arbeit im engeren und weiteren Sinn beeinflusst.

Das ICH: »Rette deine Seele« oder Option für die Menschen
als Subjekte des Glaubens?

Aus meiner Kindheit erinnere ich mich an ein großes Kreuz, das an der Außenmauer meiner Heimatkirche befestigt war. Auf dem Querbalken des Kreuzes stand mit dicken Lettern: »Rette deine Seele.«

Erst später wurde mir klar, wie problematisch die einseitige Betonung des individuellen Seelenheils sein kann. Leib und Seele werden auseinandergerissen und wie zwei getrennte Teile behandelt. Das individualistisch verstandene »Seelenheil« wird ohne Einbindung in die Solidarität der Menschen untereinander und mit dem ganzen Kosmos angestrebt.

Entgegen einem individualistisch-subjektivistischen Konzept der Glaubenserschließung macht TZI auf den Menschen als Subjekt in seiner uni-

versellen Bezogenheit aufmerksam. Er ist sich seiner selbst – als »psychobiologische Einheit« und als »Teil des Universums« – bewußt. Der Mensch ist »gleicherweise autonom und interdependent. Die Autonomie des einzelnen ist um so größer, je mehr er sich seiner Interdependenz mit allen und allem bewußt wird« (Cohn/Farau, 1984, S. 357).³ Ruth C. Cohns Subjektverständnis ist ursprünglich gegen den Autismus mancher therapeutischen Richtungen gemünzt; es trifft insbesondere Fritz Perls »Gestaltgebet«, das die uneingeschränkte Autonomie des Subjekts betont (vgl. Cohn, 1975, S. 100 ff.). Autonomie und Interdependenz gehören zusammen. Sie sind nicht Selbstzweck, sondern auf eine gemeinsame Aufgabe – die Weltveränderung zum Besseren – ausgerichtet.

Erwachsene, gesunde, gebildete und im Wohlstand lebende Menschen als autonome und gleichzeitig interdependente Subjekte zu bezeichnen, fällt nicht schwer. Es kann aber dort zur Provokation werden, wo es sich um kleine Kinder, um Alte und Kranke, um Analphabeten und um Außenseiter aller Art handelt. In der »Option für die Armen«, wie sie die lateinamerikanische Befreiungstheologie trifft, ist die Balance von Autonomie und Interdependenz zu einer universalen Solidarität ausgeweitet.

Angesichts der unübersehbaren Armut und Gewalt in diesen Ländern erliegen viele der Versuchung, die demoralisierten, wirtschaftlich ausgebeuteten, scheinbar unmündigen, des Lesens und Schreibens vielfach nicht mächtigen Menschen als Objekte einer gutgemeinten Wirtschafts- und Entwicklungshilfe, eines Alphabetisierungsprogramms oder – was noch schlimmer ist – einer Glaubensvermittlung oder moralischen Aufrüstung zu mißbrauchen.

Genau dieser wirtschaftlichen, bildungspolitischen und auch pastoral-katechetischen Versuchung will die lateinamerikanische Kirche in ihrer auf Subjektwerdung innerhalb der »communio« der Glaubenden ausgerichteten Praxis widerstehen. Im Schlußdokument von Puebla heißt es: »Die Armen verdienen ein vorrangiges Augenmerk, ungeachtet ihrer moralischen oder persönlichen Befindlichkeit. Geschaffen nach Gottes Bild und Gleichnis, um seine Kinder zu sein, wird dieses Bild jedoch ver-

³ So sehr auch einzelne TZI-Axiome mit dem biblischen Menschenbild konvergieren, dürfen doch die bestehenden Spannungen nicht übersehen werden. Zwischen der christlichen Anthropologie und den TZI-Axiomen wäre vor allem die Frage zu diskutieren, inwiefern letztere einen endgültigen, unableitbaren Charakter haben können und wie dieser begründet wird.

dunkelt, ja verhöhnt. Daher übernimmt Gott es, sie zu verteidigen, und er liebt sie« (vgl. *Die Evangelisierung Lateinamerikas . . .*, 1979). Die konkrete Arbeit in einer peruanischen comunidad (Basisgemeinde) hat mich – deutlicher als manche europäische TZI-Gruppe – gelehrt, welches Vertrauen und welche Hoffnung entstehen können, wenn Menschen unabhängig von ihrem gesellschaftlichen Prestige als Menschen geachtet werden; wenn sie »Ich« sagen lernen und in ihrer Freiheit und Verantwortlichkeit an- und ernstgenommen werden (vgl. Scharer, 1990).

Das WIR: »Religiöses Feeling« in der Gruppe oder beziehungsreiche Interaktion

Gegen die Kälte und Beziehungslosigkeit, die manchmal in den Großkirchen herrscht, erfreuen sich religiöse Gruppen, die ein gewisses »Feeling« vermitteln, zunehmender Beliebtheit. Solche Gruppen und Gemeinschaften sollen vor der harten Wirklichkeit des Alltags schützen und einen Schonraum für menschlich-religiöse Bedürfnisse gewähren.

Das TZI-Modell, das auf menschlich-liebevolle, zugleich aber klare Beziehungen der GruppenteilnehmerInnen untereinander und mit den LeiterInnen abhebt, verbindet Realität und Beziehung. Indem es das jeweilige Anliegen oder Thema der Gruppe einbezieht, schützt es vor der Irrationalität, die sich in manchen religiösen Gruppen einnistet, wenn ausschließlich die Gefühle mächtig werden. Thematisch interaktionelle Gruppen zielen nicht auf ein esoterisch-beliebiges Gruppenerlebnis ab, sondern wissen sich durch das Thema und durch den »Globe« – die gesellschaftliche und kirchliche Wirklichkeit, unter der die Gruppe lebt und arbeitet – in die Realität eingebunden (vgl. Mayer-Scheu, 1977; 1980).

Das THEMA: Katechismuswissen oder intersubjektive Glaubensauslegung

In den letzten Jahrhunderten konnten insbesondere KatholikInnen dem, was die Kirche sagt, nur zustimmen oder es ablehnen. Es entstand eine Art von »Ja-Nein-Kommunikation«. Die von vornherein feststehenden Glaubensaussagen mußten so lange ausgelegt, konkretisiert bzw. methodisch und medial geschickt vermittelt werden, bis sie bei den »HörerInnen« des Glaubens, den »Laien«, ankamen. Ein typisches Beispiel für eine solche Glaubensvermittlung waren die Frage-Antwort-Katechismen des 19. und 20. Jahrhunderts.

Aber ist kirchlicher Glaube wirklich ein für allemal vorgegeben? Ist es allein Sache kirchlicher Autoritäten, die jüdisch-christliche Offenbarung und kirchliche Tradition auszulegen? Das II. Vatikanische Konzil spricht von einem »consensus fidelium«, einem Konsens der Glaubenden, der für die Wahrheit des Glaubens maßgeblich ist. Die grundlegenden christlichen Glaubensüberzeugungen, wie der Glaube an Gott, den Schöpfer, an Jesus Christus und an den Heiligen Geist, wurden im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder neu ausgelegt und bestimmt. Jesus selber hatte seine zentrale Botschaft von der in ihm anbrechenden Gotesherrschaft nicht in systematischen Glaubenssätzen vorgetragen. Er erzählte in Gleichnissen und Metaphern: Das Reich Gottes gleicht einem Senfkorn, dem kleinsten aller Samenkörner. »Ist es aber gesät, dann geht es auf und wird größer als alle anderen Gewächse und treibt Zweige, so daß in seinem Schatten die Vögel des Himmels nisten können« (Mk 4, 32). Das Reich Gottes ist wie ein Samenkorn, das ausgesät wird; es ist wie ein Schatz im Acker, usw. Das alltägliche Leben der Fischer, der kleinen Bauern, der Kinder, der Frauen, der Behinderten usw., wie sie um den See von Galiläa herum lebten, kam in eine existentielle Beziehung zum Reich Gottes. Seine BegleiterInnen konnten sich mit den Gestalten und Situationen der Gleichnisse identifizieren. Die offene Sprache und das Handeln Jesu forderten dazu heraus zuzustimmen, sich auf Distanz zu halten oder die Botschaft abzulehnen.

Die zentralen Wahrheiten der jüdisch-christlichen Botschaft bergen als symbolische Sprachgestalten eine Hoffnung in sich, die zu immer neuer kommunikativer Auslegung anstiftet. Wer diesen kommunikativen Auslegungsprozeß unterbricht, indem er/sie ein für allemal festlegt, was und wie christlich zu glauben ist, schneidet den lebendigen Tradierungsstrom des Christentums ab und macht aus dem Glauben eine Ideologie (vgl. Werbick, 1989).

Soll christlicher Glaube den Menschen in ihrem Alltag Sinn und Hoffnung geben und sie gleichzeitig verändern, dann müssen die »alten Glaubenswahrheiten«, die in ihrem Kern das Wissen um eine liebevolle (Gottes-)Beziehung enthalten, personalisiert und intersubjektiv erschlossen werden: Das heißt, es geht nicht mehr nur um die Frage, was es »an sich« bedeutet, an Gott zu glauben, sondern meine/unsere persönliche Gottesbeziehung oder -ablehnung mit ihrer unverwechselbar individuellen Geschichte ist genauso angefragt wie die Glaubens-/Unglaubensgeschichten der Gruppe/Gemeinde. Sie werden mit den biblisch und kirchlich tradierten Glaubenserfahrungen in ein kritisches Wechselspiel (Korrelation) gebracht. Dies geschieht in einer lebendigen Gruppe/Ge-

meinde inmitten der konkreten gesellschaftlich-kirchlichen Bedingungen und nicht in abgehobenen esoterischen Zirkeln, in denen jede Weltanschauung »gleich-gültig« ist.

So hat das Thema als das formulierte Anliegen der Gruppe eine doppelte Bedeutung: Einerseits bindet es den lebendigen Auslegungsprozeß der Gruppe an jene tradierten Glaubenserfahrungen an, die in den jüdisch-christlichen Offenbarungstexten und in zentralen Aussagen der christlichen Tradition verschriftet sind; andererseits kommen sowohl die Lebens-/Glaubenserfahrungen der einzelnen als auch die gemeinschaftlichen Erfahrungen in ihrer Geschichtlichkeit zum Zug. Dabei ergibt sich eine Ausweitung des TZI-Konzeptes in der Hinsicht, daß Lebens-/Glaubenthemen, wenn sie sowohl die existenziellen Erfahrungen der Menschen heute als auch den Erfahrungsgrund biblischer und kirchlicher Texte berühren, Symbolcharakter haben (vgl. Scharer, 1987; 1988).

Von der themen- zur symbolzentrierten Interaktion

In allen Bereichen des menschlichen Lebens spielen Symbole eine bedeutsame Rolle. Ob es sich um Politik, Literatur, Darstellende Kunst, Musik, Architektur, Weltanschauung oder Religion handelt, Symbole sind allgegenwärtig. Sie sind als Gegenstände, als sprachliche oder gestaltete Bilder und als rituelle Handlungen die »Sprache des Menschen«, in der er das ausdrücken kann, was ihn *wirklich* betrifft und was dem Leben Sinn verleiht.

Es gibt keinen Bereich des menschlichen Lebens, in dem Symbole keine Wirksamkeit haben; es sei denn, der Alltag ist so sehr zur Routine geworden, daß Sinn- und Bedeutungsvolles keinen Platz mehr darin findet. Der »routinierte Alltag« kann tatsächlich zum Symbolverlust führen und damit zu einem sinnzerstörenden Milieu erstarren (vgl. Funke, 1983; 1984; 1986). Dies gilt in erheblichem Ausmaß nicht nur für den beruflichen, sondern auch für den schulischen und familiären Alltag. Es gilt auch für die Kirche.

Die kirchliche Praxis ist von einem doppelten Symbolverlust bedroht: einerseits von der symbolzerstörenden Routine des Alltags, wie ich sie eben beschrieben habe, und andererseits von der Klischeebildung, die sie selber vorantreibt. Religiöses Sprechen (Erzählen, Loben, Preisen, Bitten, Danken, Klagen usw.), kirchliches Handeln (z. B. die Feier der Sakramente), religiöse Riten und Gegenstände werden nicht mehr »verstanden«, weil sie aus dem Lebenszusammenhang gerissen, in eine kirch-

liche Sonderwelt verbannt und von AmtsträgerInnen verwaltet werden. Kirchliche Klischeebildung läßt sich u. a. am Unterschied zwischen der Pesachfeier in der jüdischen Familie, bei der das jüngste Kind nach dem Sinn der Feier fragt (»Vater, was unterscheidet diese Nacht von anderen Nächten?«), und einer ritualisierten Sonntagsmesse, die von einem Priester »gelesen« wird, begreifen. Erst dann, wenn im Alltag der ChristInnen das Essen wieder Symbolkraft gewinnt, wenn die phantasievolle Sprache von Liebe und Lust zwischen zwei Menschen in ihrem religiösen Ausdruck wiederentdeckt und die scheinbar so profanen Turnschuhe, mit denen ein jugendlicher Tramper durch die halbe Welt gereist ist, als heilige Zeichen gelten, wird die Trennung von Leben und Glauben überwunden.

Themen- und symbolzentrierte Interaktionen in kirchlichen Gruppen sind Versuche, wider die sinnzerstörende Alltagsroutine und die Klischeebildung kirchlicher Sonderwelten Resymbolisierungsprozesse einzuleiten und – wie M. Kroeger es formuliert – »den ausgeblendeten, nicht sozialisierten, in Sprach- und Bewußtlosigkeit verharrenden Themen eine Sprache anzubieten« (Kroeger, 1973, S. 213).

Ein Beispiel: Zusammen mit dem Dogmatiker Bernd Jochen Hilberath aus Tübingen plane ich ein theologisches TZI-Seminar zum »Heiligen Geist«. Wir wählen das Thema: »Du gibst uns Luft zum Leben! Kommunikation unseres Glaubens an den Heiligen Geist.«

Biblische Erfahrungen des Geistes Gottes drücken sich in Symbolen wie Wind, Atem, Hauch, Leben, Geschenk, Beistand . . . aus. Auch wichtige Lebenserfahrungen finden einen symbolischen Ausdruck: Mein »Lebensbaum« oder »Lebensfluß«, der erste und der letzte Atemzug, die Gesten und Riten, mit denen wir einander beistehen oder in denen wir einander weh tun; die unzähligen Metaphern, in denen wir Liebe und Haß, Freundschaft und Feindschaft, Glück und Unglück, kurzum unsere tiefsten Erfahrungen beschreiben.

Im Seminar versuchen wir, biblische – und kirchliche – Symbole mit Alltagssymbolen in eine wechselseitig kritische Beziehung zu setzen, also mit dem symbolischen Ausdruck unserer Lebens-/Glaubensgeschichte, der Interaktion in der Gruppe und der kirchlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit zusammenzubringen.

Der Austausch der Lebens-/Glaubenssymbole bringt uns zum »Nachdenken« darüber, was unser Glaube »be-deutet«. Wir fragen schließlich auch, wie sich diese »subjektive Theologie« mit der wissenschaftlichen theologischen Reflexion verschränken läßt.

In symbol- und themenzentrierten interaktionellen Gruppen werden

die unterschiedlichen Ebenen lebendiger Glaubenskommunikation modellhaft »wiederhergestellt«. Diese Ebenen, angefangen von der unmittelbaren symbolischen Interaktion bis zur theologischen Reflexion des Glaubens, gleichen den Stufen, in denen der persönliche Glaube vom Kind bis zum Erwachsenen reift. Sie sind auch in der religionsgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit erkennbar. Ein kleines Kind fragt nicht, welchen Sinn es hat, staunend vor einer Blume zu stehen, Mutter und Vater liebevoll zu umarmen oder mit jemandem zu beten. Es tut das einfach, weil andere Menschen es auch tun oder weil es seinem inneren Bedürfnis entspricht. Ähnlich handeln Erwachsene in Kulturen, in denen die Religion noch unmittelbar in das alltägliche Leben integriert ist. Erst später kommen die Nachfragen: Wem kann ich vertrauen/glauben? Was gibt meinem Leben Sinn? Wozu soll ich beten? In solchen Fragen entwickeln Menschen eine »subjektive Theologie«. Wenn diese in den wissenschaftlichen Nachdenkprozeß über Gott und die Welt eingebunden und im theologischen Sprachspiel diskursfähig wird, dann sprechen wir von wissenschaftlicher Theologie. Eine besondere Chance für die Integration der unterschiedlichen Ebenen der Glaubenskommunikation bilden Gruppen, in denen generationsübergreifende (Kinder – Jugendliche – Erwachsene) oder interkulturelle Interaktionsprozesse möglich werden.

Lebendige Glaubenskommunikation als symbol- und themenzentrierte Interaktion kann, je nach Lebensalter, Gruppeninteresse und kirchlichem Handlungsfeld, das Gewicht mehr auf die unmittelbare Glaubenskommunikation oder mehr auf die Reflexion legen: In einer Kindergruppe wird die unmittelbare symbolische Interaktion deutlicher im Mittelpunkt stehen als in einer theologisch interessierten Erwachsenenengruppe oder in einem Seminar von FachtheologInnen. In der symbol- und themenzentrierten Glaubenskommunikation Erwachsener sollte aber auf keine der Ebenen verzichtet werden.

Der GLOBE: »Zurück in die Sakristei« oder sich der kirchlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit aussetzen?

Alle Eckpunkte des TZI-Konzeptes berühren auch den »Globe«. Für die kirchliche TZI-Praxis kann er die Weltbezogenheit, die im Wesen des christlichen Glaubens begründet ist, ausdrücken. Der Globe schützt kirchliche Gruppen vor dem Ghetto, vor der ständigen Versuchung, sich von der Gesellschaft abzukoppeln und in die Sakristei zu flüchten. Doch

Mystik, als das tief innerliche Glaubensleben, und Politik, als die gesellschaftsverändernde Kraft des Evangeliums, gehören zusammen und müssen stets in Balance gehalten werden.

Unterbrechungen, Störungen und Leerstellen – das Salz lebendiger Glaubenskommunikation?

Die bisherigen Ausführungen könnten den falschen Eindruck erwecken, daß in thematisch interaktionellen Gruppen christlicher Glaube »produziert« werden kann. Auch die günstigsten Bedingungen lebendiger Glaubenskommunikation sind nur Bedingungen für die Möglichkeit, daß einzelne, Gruppen und Gemeinden Erfahrungen im Glauben machen. Der Geschenkcharakter des Glaubens entzieht sich jeglicher Machbarkeit.

Neben diesem grundsätzlichen Vorbehalt, der auf jegliche Glaubenskommunikation zutrifft, gilt es auch zu bedenken, daß Glaubenssymbole und Glaubenthemen in unserer Gesellschaft in der Regel störende und gestörte Symbole und Themen sind. An den Gott des Lebens zu glauben und sich von den jesuanischen Bildern der anbrechenden Gotteherrschaft zur Umkehr des Lebens anstiften zu lassen, unterbricht die Selbstverständlichkeiten des privaten und gesellschaftlichen Lebens. Lebendige Glaubenskommunikation führt in einer individualistisch geprägten, konsumorientierten Wettbewerbsgesellschaft zwangsläufig in die Krise. So kann christlicher Glaube auch Sicherheitshoffnungen, die gegenüber der Religion bestehen, enttäuschen.

Schließlich ist der christliche Glaube – wie wir gesehen haben – keine abstrakte »Wahrheit an sich«. Das zentrale Symbol, das »Ursakrament« christlichen Glaubens, die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, die die Menschwerdung des Menschen ermöglicht, ist als das Person- und Lebensgeheimnis Jesu Christi *die* Leerstelle und Unbestimmtheit der Glaubenslehre schlechthin. Aber gerade von ihr her erschließt sich alles, wenn ich mich von seinem Leben ansprechen und mir von diesem Symbol zu denken, zu hoffen und zu tun geben lasse. Wenn Ruth C. Cohn davon spricht, daß Störungen und Betroffenheiten in interaktionellen Gruppen Vorrang haben, weil sie nicht nach Erlaubnis fragen, sondern einfach da sind, dann gilt dieses Postulat für TZI-Gruppen in der kirchlichen Praxis in grundsätzlicher Weise.

Störungen in der lebendigen Lebens-/Glaubenskommunikation, die über das aus interaktionellen Gruppen Bekannte hinausgehen, hängen auch oft mit der Lebens-/Glaubensgeschichte einzelner TeilnehmerIn-

nen zusammen. Die Gebetsmetapher aus dem Psalm 139 »Du umschließt mich von allen Seiten und legst deine Hand auf mich« (Ps 139, 5) kann bei Menschen, die im Prozeß der Loslösung von Eltern oder anderen Bezugspersonen stehen, Ängste und Aggressionen auslösen, während sie anderen Vertrauen und Sicherheit geben kann.

Lebendige Glaubenskommunikation, die kirchliche Strukturen verändert

Meine Ausführungen über TZI in der kirchlichen Praxis sind vom praktisch-theologischen Interesse nach intersubjektiver Glaubenskommunikation bestimmt; wo diese sich durchsetzt, könnte sie die gegenwärtigen – vielfach ausschließlich hierarchisch bestimmten und für den Zentralismus anfälligen – Strukturen der Kirche aufbrechen. Die Betroffenen selber, fragende, suchende und glaubende Menschen, Frauen und Männer, Priester und Laien, werden in den interaktionellen Prozeß der Glaubenskommunikation als gleichberechtigt und mitverantwortlich eingebunden (vgl. Stollberg, 1978; 1982); dies geschieht ansatzweise in latein-amerikanischen Basisgemeinden. Auch in Europa gibt es dafür Modelle, etwa die von B. Honsel geleitete Gemeinde (vgl. Honsel, 1983), das Konzept der Themenzentrierten Seelsorge, wie es M. Kroeger vorschlägt (vgl. Kroeger, 1973), oder die neue Praxis der Krankenhausseelsorge, die J. Mayer-Scheu entwickelt hat (vgl. Mayer-Scheu, 1981). Über solche Strukturen der Glaubenskommunikation wird sich das vom II. Vatikanischen Konzil initiierte Kirchenbild, in dem der »consensus fidelium«, der Konsens der Glaubenden, für die unverfälschte Tradierung der christlichen Botschaft ausschlaggebend ist, zwar langsam, aber auch unaufhaltsam durchsetzen. Das ist meine Hoffnung, die ich mit TZI in der kirchlichen Praxis verbinde.